

ZEITSCHRIFT FÜR ÄSTHETIK UND ALLGEMEINE KUNSTWISSENSCHAFT

Herausgegeben von
Josef Früchtl und
Philipp Theisohn

Heft 67/1 · Jg. 2022

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Angelika Krebs (in Zusammenarbeit mit Stephanie Schuster, Alexander Fischer und Jan Müller): *Das Weltbild der Igel – Naturethik einmal anders*, Basel: Schwabe 2021, 240 S.

Fly like an Igel.

Das anzuzeigende Buch ist das Ergebnis eines im Jahre 2013 beabsichtigten Gesprächs zwischen der Philosophin Angelika Krebs und dem Schriftsteller Peter Kurzeck, das nicht stattfinden konnte, da Peter Kurzeck kurz vorher verstarb. Angelika Krebs, die dieses Gespräch in die Wege geleitet hatte, führt es nun gewissermaßen selbst mit der Beihilfe ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Adressiert ist dieses ungewöhnliche Buchprojekt an alle Menschen, für deren Lebensführung Naturerfahrungen wichtig und bedeutsam sind. Das Buch bietet also keine weitere moraltheoretische Abhandlung über umweltethische Grundfragen (wie etwa das Inklusionsproblem), sondern der Text evoziert auf der Grundlage von Kurzecks Roman *Vorabend* und einigen anderen von Kurzecks Texten bestimmte Arten und Weisen von Naturerfahrung, die wir einander mitteilen sollten, um sie, zumindest der Form nach, miteinander zu teilen, so dass hieraus ein veränderter Umgang mit Natur erwachsen möge.

Die Einleitung enthält eine Gesprächseröffnung, wobei Krebs über ihre Leserenerfahrungen mit Kurzecks Texten so spricht, als hätte dieser auf diese Gesprächseröffnung noch antworten können. Auf Seite 31 bemerkt sie, dass ihre Hauptthese, wonach die Resonanz mit Natur eine unersetzbare Bedeutung für ein erfülltes menschliches Leben habe, eben nur ein naturethischer Geltungsanspruch sei, den es diskursiv einzulösen gilt. Zur existentiellen Erhellung dieser These bedarf es jedoch eines Bündnisses mit der Literatur und deren Fähigkeit zur prägnanten Evokation. Evozierende wird von propositionaler Rede unterschieden, um beide stimmig aufeinander beziehen zu können. »Prägnante Evokation aber ist die Stärke der Literatur« (10). Das Buch verknüpft (und das Verknüpfen ist eine Kunst) die diskursive Rede der Philosophie mit der evokativen Rede der Literatur und aus dieser Verknüpfung entsteht ein Unikat, das aus der Vielzahl von »Öko-Literatur« gerade deshalb herausragt, weil es von ihr abweicht.

Die Evokationen Kurzecks betonen dabei nicht zuletzt die Verlustseiten der ökonomisch-technologischen Modernisierung, wie er sie in seinem Heimatdorf Staufenberg im Westerwald miterlebte und durchlitt. Der Einzug materiellen Wohlstands und Komforts vollzieht sich auf Kosten der vielen kleinen, vormalig so selbstverständlichen Naturbegegnungen mit Schwalben, Igel, Fröschen und anderen Lebewesen, die immer seltener werden. »Was für eine Freude. Man kommt aus dem Haus und überall Leben. Alles lebendig. Alles atmet und lebt« (*Vorabend* 608, zit. nach 31). Kurzeck spürt seit seinen Kindertagen die Veränderungen, die mit dem Ende der bäuerlichen Dorfkultur einhergehen. »Und jetzt? Beton, Kacheln, Glastüren, Glasziegel, Preßglas, Eternit, Kunststoffe, Eisen, ein Spuk« (ebd.). Insofern setzt er mit literarischen Mitteln die Tradition der Zivilisationskritik fort, wie

wir sie seit dem 19. Jahrhundert, etwa bei Ernst Rudorff, kennen. Er tut dies mit einer sprachlichen Eindringlichkeit, die seinesgleichen sucht. Es ist, als würde das falsche Leben mit Wortpfeilen aufgespießt und dadurch zu seiner eigenen Kenntlichkeit gebracht.

Krebs lässt Kurzeck zu Beginn jedes der fünf Kapitel ausführlich zu Wort kommen und gibt am Ende jedes Kapitels für philosophisch Interessierte kundige Hinweise zur einschlägigen philosophischen Literatur. Das erste Kapitel, das aus philosophischer Sicht einen methodologischen Zuschnitt hat, betrifft die möglichen personifizierenden und anthropomorphisierenden Verwandlungen von Natur, die sich bei Kurzeck häufig finden. Dieses Kapitel dürfte unter Philosophinnen und Philosophen das meiste Stirnrunzeln hervorrufen, da ausdrücklich und affirmativ von einer Wiederverzauberung der Natur die Rede ist. Hierauf ist genauer einzugehen. Die Kapitel 2 bis 4 orientieren sich an den drei Arten der intrinsisch-eudaimonistischen Werte der Natur, wie sie Krebs in ihrer *Ethics of Nature* (1999) dargelegt hat: Schönheit, Heiligkeit und Heimatlichkeit der Natur. Das fünfte Kapitel enthält eine Kritik an unserer konsumistischen Alltagskultur und ihren ökonomischen Grundlagen.

Das erste Kapitel eröffnet mit einer längeren Passage aus *Vorabend*, die von einer Straßenüberquerung einer erschöpften Gruppe von Igel handelt, die zwei der fünf Igel mit dem Leben bezahlen müssen. Man sieht eine verregnete abendliche Landstraße mit hohem Verkehrsaufkommen aus der Sicht der Igel, die eben nicht fliegen können. Verkehr als äußerste Lebensgefahr für nicht-menschliche Wesen. Die Igel haben einen langen Marsch über Parkplätze, Baustellen, Äcker hinter sich und sehnen sich nach einem sicheren Platz für die Nacht. Ihr Marsch ist eine Expedition durch ein vergiftetes Feindesland, zu dem sich die Menschenwelt gewandelt hat. Krebs greift die Passage des Straßenrandes mit den Worten auf: »Wer kennt das nicht?« (46). Man will eine Straße überqueren, aber der Verkehr lässt es nicht zu, und man steht hilflos »im Krach und im Gestank« (ebd.). Wir verstehen also nur zu gut, was in erschöpften und verzweifelten Igel vorgeht, die, wie Krebs schreibt, in einem Augenblick »ihre eigene Ungeduld [...] nicht länger aushalten« (45) und auf die Straße rennen. Freilich empfinden viele von uns Mitleid mit den nicht-menschlichen Verkehrsopfern, deren Überreste tagtäglich an Straßenrändern zu sehen sind (pro Jahr werden allein 200.000 Rehe im Straßenverkehr getötet), aber gleichwohl bleibt die Frage, was davon zu halten ist, wenn Tiere so personifiziert werden, wie dies bei Krebs geschieht. Kurzeck wirft die Frage nach der Zulässigkeit von Personifikation auf und beantwortet sie affirmativ (63–66). Die »methodisch zentrale These des Buches« lautet, »dass sich in der Personifikation der Natur ihr Reichtum und ihre tragende Kraft für unser Leben ausdrückt« (66). Wenn wir diesem Reichtum und dieser Kraft also Ausdruck verleihen wollen, so kommen wir nicht umhin, Naturwesen zu personifizieren, auch wenn wir wissen, dass es sich nicht um Personen handelt. Verzicht auf Personifikation hingegen würde uns dieser Ausdrucksmöglichkeit berauben, d.h. unser Artikulationsspektrum würde schrumpfen.

Als Philosophinnen und Philosophen müssen wir freilich reflexiv eingedenk bleiben, dass und was wir in der Personifikation tun. Aus diesem Grund unterscheidet Krebs zehn Arten der Personifikation von Naturwesen (67–71), von denen drei für das Buch wesentlich sind: Einfühlung, Mitgefühl und Anmutung. Die Anmutung ist für Krebs »naturethisch entscheidend« (71). Anmutungen sind nämlich abhängig »von der Fähigkeit, aus sich herauszutreten [...] und sich in freier Imagination auf etwas anderes einzulassen« (ebd.). Man ist in der Anmutung ganz bei sich selbst in einem ganz anderen (wie etwa einem Igel) und kann diese Imagination evozierend zur Sprache bringen. Anmutungen sind insofern Erfahrungen des »tat tvam asi«. Ob Personifikation allerdings »lebensweltlich verankert« (ebd.) ist, wäre zu diskutieren, da ja die Lebenswelt einem hohen Rationalisierungsdruck ausgesetzt ist. Während wir durch wissenschaftliches Training geschult werden, Personifikationen von Naturwesen als irreführend abzuwehren (und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nehmen diese Abwehrhaltung fast instinktiv ein), sollen wir uns im Medium der Kunst auf Personifikationen einlassen. Paradigmatisch für die Abwehrhaltung ist Habermas' Warnung vor einer Wiederverzauberung der Natur. Krebs hingegen lädt uns mit Kurzeck ein, die Panzerung dieser Abwehrhaltung aufzugeben und uns von der Literatur zu Personifikationen anregen zu lassen. Im Medium der Kunst kann ihr zufolge Personifikation verfeinert und vertieft werden. Mit Kurzeck gesagt: Beim literarischen Schreiben fängt die Welt selbst zu sprechen an (72). Dies erinnert an Joseph von Eichendorff, bei dem es heißt: »Und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort«.

Anmutungen sind für Krebs ein nicht-propositionales »Wissen«, das sich in prägnanten Evokationen artikuliert. Über den investierten Begriff des Wissens könnte man trefflich streiten, aber dies wäre ein Rückfall in die Schulphilosophie. Wenn man Anmutungen und Evokationen zu den Wissensformen rechnet, so wird klar, dass die Naturethik, die sich lange Zeit »interdisziplinär« mit den diversen Umweltwissenschaften verbündet hat, darüber hinaus eines Bündnisses mit den Kunstformen evokativer Rede bedarf. Sofern sie die Verbindung zu den Umweltwissenschaften (Ökologie, Klimaforschung) nicht einfach aufkündigen kann und darf, rückt sie in eine eigentümliche Rolle der Vermittlerin zwischen den Sphären der diskursiven und der evokativen Rede, die gleichwohl ihre Eigenständigkeit als Gebiet praktischer Philosophie wahren muss. Auf Seite 76 werden einige Grundfragen aufgeworfen, die diese Zwischenstellung mit sich bringen. Zu erklären ist u.a., »was uns an Kurzecks Schilderung der Igel und ihrer Lage so »anfasst« (76). Wie auch immer, Personifikation von Natur ist eine Metaphorik (76 ff.), die es zu entfalten, nicht zu unterdrücken gilt, da sie der »stimmige Ausdruck« für einen Umgang mit Natur ist, »in dem die Natur unverfügbar und unerschöpflich wie eine Person zu uns spricht« (78 f.). Wer Personifikationen abwehrt, verschließt sich und wird gleichsam taub.

Das zweite Kapitel (Schönheit) beginnt mit Kurzecks Schilderung eines Sommermorgens. »Der Morgen selbst ist der Maler, sagte ich. [...] Gerade jetzt ist er mit seinem Pinsel bei den Gärten im Tal« (*Vorabend* 935 f., zit. nach 95). Ein lichter

Morgen in seiner hellen Stimmung – so etwa wäre die phänomenale Beschreibung; der Morgen als Maler wäre die Personifikation. Solch leuchtende Morgen sind wie ein hoffnungsvoller Anfang. Wir spüren eine freudige Zugehörigkeit zur besonnenen Erde in ihrem Farbenglanz und erfahren, dass wir auch »zur eigenen Freude auf der Welt« (25) sind. In der lichten Morgenstimmung sind Zukunftssorgen wie weggewischt: »Wie es weitergeht, wird sich finden« (*Vorabend* 935 f., zit. nach 95). Und hatte nicht sogar Adorno in der *Ästhetischen Theorie* geschrieben, es gebe südliche Tage, bei deren Anblick man glauben könne, »alles könne gut werden«. Leuchtende Frühe weckt die Hoffnung, allezeit in der Morgenstimmung des Lebens verweilen zu können (100). Stimmungen wie diese sind, phänomenologisch geredet, zugleich Befindlichkeiten und Atmosphären, genauer: deren Korrelate. So ist die Stimmung des Vorfrühlings im März das jahreszeitliche Pendant zur Morgenstimmung: »Noch einmal der erste März« (*Als Gast* 19 f., zit. nach 121). Die Anmutung ist das zyklische Wieder-Anheben der Natur am Morgen und im Frühjahr, bezieht sich also auf zwei Modi der »Frühe«, die ja auch mit »Frühtau« assoziiert wird: »im Frühtau zu Berge«.

Eine ganz andere Stimmung ist die des sogenannten Altweibersommers, in der man das Ende des Sommers so spürt, als könne es ewig währen. Krebs geht behutsam und sensibel auch auf die Zeitlichkeiten solcher naturästhetischen Stimmungen ein. Meine Frage wäre nur, ob nicht die Mittel der naturphänomenologischen »dichten« Beschreibung ausreichen und die Personifikation des Morgens als Maler (oder Malerin) überflüssig ist. Verallgemeinert lautet die philosophische Anfrage, ob nicht die Naturphänomenologie ein Ausdrucksrepertoire zur Verfügung stellt, dass ohne Personifikation auskommt.

Das dritte Kapitel (Heiligkeit) handelt von einer spirituellen Haltung, die mit einer Fassungslosigkeit anhebt. Kurzeck verzweifelt angesichts von Tod, Müll und Lärm an seiner Aufgabe, »doch die Schönheit singen« zu sollen (*Vorabend* 770, zit. nach 135). Die Welt der Zivilisation scheint »wie aus Gottes Hand gefallen« (ebd.). Religiös-christlich geredet, könnte ihr nichts Schlimmeres widerfahren. Eine Welt, die aus Gottes Hand gefallen wäre, wäre nicht nur sündig, sondern, ärger noch, trostlos. Kurzecks Text auf Seite 135 ist mit Ausrufezeichen übersät. »Fremd, überall fremd!« (ebd.). Er hadert mit der Welt. Krebs schlägt von dieser Passage einen weiten Bogen in die Religionsphilosophie, um darzulegen, was spirituelle Erfahrungen und entsprechende Haltungen auszeichnet. In einer Ausgangssituation, wie sie sie schildert, stößt eine absolute »Sinn-Entleerung der Welt« (147) zu. Das Individuum erfährt sich nicht länger als souveränes Subjekt, das sein Leben fest im Griff hat, sondern als macht-, hilf- und wehrlos gegenüber Verhängnissen, die es nicht zu verhindern vermag. Laut Hans Julius Schneider, auf den Krebs sich bezieht, schlägt eine solche Stimmung zumindest bei einigen um in das wundersame Gefühl, getragen, gerettet, gut »aufgehoben« (148 [Hervorhebung im Original]) und gleichsam aller Sorgen ledig zu sein. In diesem Sinne heißt es ja im Lied: »Von guten Mächten wunderbar geborgen« (Dietrich Bonhoeffer). Zweierlei widerfährt: Negativität und deren Negation. Evoziert werden kann diese Befindlichkeit nur

in paradoxer Rede wie etwa »alles ist gut, sei es gleich gut oder schlecht«. Die entsprechende Haltung ist getrostes Vertrauen (»faith«) als Quelle von Lebensmut. Eine Seite später in *Vorabend* erinnert sich Kurzeck an einen grünen Teich voller Frösche, die ihn aus Froschaugen anblicken: »Die Seerosen, der Teich, alles sieht mich an. Der Himmel auch« (*Vorabend* 771, zit. nach 150). Die personifizierende Erinnerung (Seerosen haben nun mal keine Augen) verwandelt sich zum Hoffnungsschimmer auf eine kommende Zeit, in der die geschundene Natur von naturverbunden lebenden Menschen renaturiert würde.

In der spirituellen Haltung begegnen wir der Natur »mit Pietät oder Demut« (152). Diese Haltung ist eher konservativ und geht für Krebs mit einer Umkehr der Begründungslast einher: »Wer etwas verändern will, sollte ziemlich gute Gründe dafür haben« (ebd.). Über die Qualifikation »ziemlich« könne man trefflich streiten, doch darauf kommt es hier nicht an. Wichtiger ist, dass die spirituelle Haltung die Natur wiederverzaubert. Aber wie ist diese Wiederverzauberung genau zu verstehen, da sie die Entzauberung (Max Weber) ja nicht einfach rückgängig machen kann? In der biblischen Schöpfungslehre steht die Chiffre »Natur als Schöpfung« für diese Problematik.¹ Es wäre meines Erachtens besser, auf den verfänglichen Ausdruck »Wiederverzauberung« zu verzichten und evozierend zu sagen, dass uns Natur als »wundersam bezaubernd« erscheint. Das »Wunder« (paelle) ist in der hebräischen Bibel ja kein Ereignis, das naturgesetzlich ausgeschlossen ist, sondern eine unverhoffte glückliche Fügung und Rettung. Die Natur, die uns bezaubert, verwandelt uns in dem Sinne, in dem Bryan Norton von »transformative value« spricht. Zurecht verweist Krebs hier auf die Traditionen der Mystik (151).

Das vierte Kapitel behandelt das streitige Thema der heimatlichen Natur, das vielfach politisiert wurde. Heimat aber muss nicht tümlich sein. Kurzeck, der als Kind aus dem Sudetenland nach Hessen kam, erlebt die Modernisierungsschübe der 1960er und 1970er Jahre als Heimatverlust, den seltsamerweise die »Eingesessenen« am wenigsten zu spüren scheinen. Aus dem Dorf wird ein Autobahnzubringer mit Eigenheimsiedlungen und einem nahen Supermarkt mit dem (bezeichnenden) Namen »Massa«. Die Anmutung ist die einer »Entheimatung« (164). Gegenstand der Sehnsucht wird ein Ort, an dem es sich wohnen lässt, wobei ein wirklicher »Wohn-Ort« mehr ist als nur eine Wohnung. Für Kurzeck werden Wohnorte sind immer auch Begegnungstätten, und eine Anmutung ist, als begrüßten einen die Wege selbst, wenn man sie wieder einmal geht, und als hieße einen der Wohnort selbst willkommen, wenn man von einer Reise »nach Hause« kommt. Der Heimatbegriff besagt, dass sich zwischen Person und Wohnort eine intrinsische Beziehung herausbildet. *Sub specie* solcher Beziehungen erschrickt man vor dem Satz, den Kurzeck einem Bauern in den Mund legt: »Solang uns' Vadder lebt, bleibt der [ein großer alter Nussbaum: K.O.] noch stehen. Dann kommt er auch weg« (*Vorabend* 709, zit. nach 177). Das Daseinsrecht des Nussbaums gründet in der Rücksicht auf den al-

¹ Siehe hierzu Christof Hardmeier, Konrad Ott: *Naturethik und biblische Schöpfungserzählung*, Stuttgart 2015, 225–233.

ten Vater, dessen Tod den Hiebzeitpunkt nach sich ziehen wird. »Das kommt dann weg« ist ein Wahlspruch der Naturzerstörung, deren Umsetzung die Gegenstände »abräumt, aus denen viele Menschen die Gefühle von Vertrautheit und Geborgenheit ziehen. Kurzeck: »[...] (was von allein wächst, wird weggemacht!)« (*Oktober und wer wir selbst sind* 41, zit. nach 19).

Im fünften Kapitel löst sich Krebs von der Landkarte der Naturethik und wird mit Kurzeck zivilisationskritisch. Der Einstieg sind die Konsumgewohnheiten, die in Oberhessen durch »Massa« und »Handelshof« um sich griffen und deren Verbreitung meine Generation auch miterlebte: Parkplätze, Einkaufswagen, Sonderangebote, Tankstellen, Schweinefleisch, Südfrüchte, Getränkemarkt usw. Ich erinnere, wie groß mir als Kind im Vergleich zu den alten Einkaufskörben ein Einkaufswagen vorkam. Wenn man personifiziert, könnte man sagen, der Einkaufswagen forderte auf, ihn zu füllen. Dieser Konsumismus wurde allerdings, wie ich aus biographischer Erfahrung weiß, von der überwiegenden Mehrheit der hessischen Bevölkerung zwischen Taunus, Westerwald, Wetterau, Vogelsberg und Rhön im Vergleich zum *Status quo ante* als Erleichterung, Befreiung und Bereicherung erlebt. Die Angebotspalette, mit der die Einkaufswagen 1975 gefüllt werden konnten, war noch 1955 unvorstellbar. Man hörte sagen, endlich kehre Wohlstand ein. Ja, man riecht das duftende Heu immer weniger, aber fliegt in südliche Länder. Für Krebs lesen sich die Passagen, in denen Kurzeck ordinäre Szenen beim Ausräumen des Gekauften beschreibt, so, als wolle er uns einen Spiegel vorhalten, »auf dass wir unser entfremdetes Leben nicht mehr aushalten« (190), aber für mich sind diese Texte ein Erinnerungsbild der Ambivalenzen der Modernisierung nördlich der urbanisierten Zonen des Rhein-Main-Gebietes, die auch eine Einebnung des Wohlstandsgefälles zwischen Stadt und Land war.

Ich gestehe, dass mich das fünfte Kapitel am wenigsten überzeugt. Dies gilt besonders für die knappen, an Arbeiten Friedrich Kambartels orientierten ökonomischen Exkurse zur Philosophie des Geldes, in denen Surplus-Erwartungen erst als »bloße Renten« und dann als »Plusmacherei« bezeichnet werden (199). Das ist wohlfeile Plutokratie-Kritik. Ein Fehler findet sich auf Seite 198, wo es impliziert heißt, Rawls behandle das Thema des Neides nicht. Dies tut er in den Abschnitten 80 und 81 seiner *Theory of Justice*.² Die Vorschläge zur Kreditvergabe, in denen Banken zur »vierten Gewalt« werden, oder die Forderung, die Länder des Nordens sollten den Ländern des globalen Südens nicht nur alle Schulden erlassen, sondern darüber hinaus »die Technik für erneuerbare Energien auf ihre eigenen Kosten bereitstellen« (206), sind ökonomisch undurchdacht. Auch die wohlfeile Unterscheidung zwischen falschen Begierden und wahren Bedürfnissen (208) stärkt die naturethische Substanz des Buches nicht. Mag sein, dass einem Geld blödsinnig vorkommt, wenn

² Krebs behauptet übrigens auf Seite 47 implizit, die Frankfurter Diskursethik sei anthropozentrisch. Seit den Arbeiten von Micha Werner und meinen eigenen Versuchen trifft das nicht mehr zu. Auch für Habermas selbst ist ein differenzierteres Urteil angebracht. Siehe hierzu Yogi Hendlin, Konrad Ott: *Habermas and Nature*, in: *Environmental Ethics* 28/2 (2016), 183–208.

man barfuß geht (204), aber für eine politische Ökonomie der Naturverhältnisse ist damit wenig gewonnen. Und Kurzecks Abscheu gegenüber »großspurig[en] [...] Sparkassenzweigstellen« (*Vorabend* 413 f., zit. nach 205) ist keine Kapitalismuskritik. Nur dank solcher Zweigstellen erhielten Einwohnerinnen und Einwohner ländlicher Regionen Girokonten statt Lohntüten. An dieser und anderen Stellen hätte man etwas auf Distanz zu Kurzecks kritischer Kritik gehen können.

Auf Seite 212 verordnet sich Krebs zudem selbst eine Zurückhaltung mit Kritik dieser Art. Gerade wir verbeamteten Naturethikerinnen und Naturethiker sollten nicht elitär und überheblich werden und Vorschriften machen, wie zu leben sei. Und wir sollten es uns selbst mit Gesellschaftskritik nicht zu einfach machen. Wenn Gesellschaftskritik »der gebildete Vetter der gemeinen Beschwerde« (209) ist, wie Krebs mit Michael Walzer sagt, so ist darauf zu achten, dass sie sich von der ordinären Beschwerde über die Zustände deutlich unterscheidet. Im Augenblick gibt es zu viel halbgebildete Vetternwirtschaft. Wie Kurzeck sagt, kommt es eher darauf an, dass uns die Verknüpfung von Naturethik und Literatur helfen kann, aufmerksamer für unseren eigenen Lebensvollzug zu werden (207). Die Folgerungen können wir selbst ziehen. »Ein gewandeltes Herz findet selbst Mittel und Wege, anders zu leben« (212).

Der Schluss ist ein kurzer Abspann über ein Foto von Peter Kurzeck und den Traum der Igel vom Fliegen. Ein Gespräch, das im Jahre 2013 hätte stattfinden sollen, ist acht Jahre später erschienen. Was das wirkliche Gespräch erbracht hätte, können wir nicht wissen. Das Buch liegt vor und das Wort »Monographie« bezeichnet plötzlich den Zusatz, dass jemand im Buch zugleich präsent ist und fehlt. Das Buch ist damit ein Buch »für alle und einen«. Angelika Krebs und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ist das Kunststück gelungen, Peter Kurzeck anwesend sein zu lassen, im Buch wie auf Dauer in der Naturethik. Dafür sei ihnen gedankt. Für alle, die sich für Naturethik und Literatur interessieren, ist das *Weltbild der Igel*, neudeutsch gesagt, ein »must read«. Während immer mehr Umwelt-Bücher immer weniger Neues bringen, hat man beim *Weltbild der Igel* das paradoxe Gefühl, man würde das Buch vermissen, wenn es nicht existierte.

Konrad Ott